




*Hunde sind keine Rudeltiere, denn ein Rudel ist ein gewachsener Familienverband, eine geschlossene Gemeinschaft, deren Mitglieder nicht einfach austauschbar sind. Hunde dagegen sind bindungsflexibel. Die unterschiedlichsten Charaktere leben oft als Gruppe in einer Sozialgemeinschaft, die der Mensch zusammenstellt. Mit differenzierter Körpersprache legen sie Konflikte meist ohne Tötlichkeiten bei.*

# *Ziemlich beste Freunde*

*Ein guter Freund macht das Leben leicht, sagt ein Sprichwort. Aber können Hunde das, Freundschaft mit Artgenossen pflegen? Wonach wählt mein Tier seinen Kumpel aus? Wie auswechselbar sind Parkbekanntschaften? Und warum entsteht Zoff?*

FOTOS: RACHAEL MCKENNA    TEXT: ASTRID NESTLER





*Die gemeinsame Bewegung* fördert die Beziehung. In dieselbe Richtung laufen, sich im gleichen Takt bewegen macht aus Individuen ein Team. Ob daraus eines Tages Freundschaft erwächst, wird sich zeigen. Hunde, die einander skeptisch begegnen, sollte man an die Leine nehmen und losgehen. Nebeneinander herlaufen ist die natürlichste Art, der Welt zu demonstrieren: Wir gehören zusammen.

*Der Volksmund irrt, wenn er sagt: Gegensätze ziehen sich an. Auf lange Sicht kommen Gleich und Gleich doch besser miteinander aus. Ähnliche Interessen und Charaktereigenschaften sind wichtig, damit eine Beziehung funktioniert. „Hunde sind gute Freunde, wenn sie die gleichen Vorlieben im Spiel und die Art zu spielen teilen“, weiß Trainerin Petra Führmann. Das ist bei Hunden vom selben Typus meist eher der Fall.*



*Wer gut befreundet ist, sieht über vieles hinweg. Unter Fremden hingegen ist die Position zueinander eines der wichtigsten Ausdrucksmittel in der Hundesprache: den Kopf auf den Rücken des anderen legen, sich quer stellen, um seine Bewegungsfreiheit zu begrenzen, ihn dominieren, indem man sich über den am Boden liegenden Kontrahenten stellt. Unter Freunden ist das spielerisch und entspannt möglich.*





### *Als Hundehalter kennt man das:*

*Die räumlichen Gegebenheiten werden von Vierbeinern spielerisch genutzt, um einander zu provozieren. Engstellen, Abhänge oder Hügel sind ideale Standorte, um zu fixieren, zu drohen und zu stellen. Das Spiel ist ausgewogen, wenn mal der eine, mal der andere im Vorteil ist. Der Sinn solcher Aktionen? Übereinkünfte überprüfen und festigen: Nimmst du dich zurück, wenn es mir zu viel wird? Gilt, was gestern galt, auch heute noch?*



*Kontaktliegen als Zeichen von Zuneigung: Bei Hunden in einem Haushalt lassen sich die Bindungen daran ablesen, wie gern alle kuscheln oder das Körbchen teilen. Das Gegenteil von Kontaktliegen ist Individualdistanz: der beanspruchte Alleinraum zum Wohlfühlen.*

**S**chon in der Schule haben wir in Biologie gelernt, dass Evolution Überlebenskampf bedeutet, dass Beziehungen im Tierreich der Arterhaltung dienen und dazu da sind, dem Individuum oder der Nachkommenschaft einen Vorteil zu verschaffen. Nur welchen Vorteil bringt Freundschaft? Verhalten wird in der Natur gezeigt, wenn es einen Nutzen bringt. Wahre Freundschaft ist nach unseren Maßstäben uneigennützig. Täuschen wir uns also, wenn wir Tieren Empfindungen wie Anteilnahme, Mitgefühl und Hilfsbereitschaft zuschreiben?

Da es keine Methode gibt, das Gefühlsleben der Tiere messbar zu bestimmen, ist das Thema in der Wissenschaft umstritten. „Haustiere wie Hunde, Rinder, Schafe oder Lämmer haben keine Gefühle“, behauptet Gerhard Manteuffel, Verhaltensphysiologe am Leibniz-Institut für Nutztierbiologie. Gegenüber dem Greenpeace-Magazin sagte er, Tiere hätten höchstens niedrigere Emotionen. Ein Schwein könne nicht leiden, weil ihm das höhere Bewusstsein und der Ich-Bezug fehlten. Es empfindet nicht: „Ich habe Schmerzen.“ Viele Forscher reden daher lieber von Affekt, Instinkt und Konditi-

onierung statt von Trauer, Liebe und Neid. „Manchmal lese ich über jemanden, der mit großer Autorität sagt, dass Tiere keine Absichten und keine Gefühle haben, und ich frage mich: Hat der Typ denn keinen Hund?“, setzt der niederländische Verhaltensforscher Frans de Waal dagegen. Doch mehrheitsfähig ist seine Ansicht nicht, denn mit dem Begriff Menschlichkeit beansprucht Homo sapiens nach wie vor die Alleinvertretung für alles Gute auf der Welt, während „das Tierische“ für Gewalt und das „Recht des Stärkeren“ steht. Moral und Tugenden wie Hilfsbereitschaft, Selbstlosigkeit, Gerechtigkeit, Freundschaft und Fairness betrachten wir als Teil unseres kulturellen und nicht unseres natürlichen Erbes. Dabei gibt es viele Geschichten tierischer Freundschaften, die zeigen, dass unsere Mitgeschöpfe durchaus in der Lage sind, die Notlage eines anderen zu begreifen und helfend einzugreifen.

Eine davon ging 2011 durch die Medien, nämlich die Geschichte von Lily und Maddison, zweier Deutscher Doggen. Lily ist blind, und Maddison ihr Blindenhund. Als Junghund litt Lily an einem Entropium, einer krankhaften Fehlstellung des Augenlids, bei der

die Wimpern in die Augen wachsen. Mit achtzehn Monaten wurden der Hündin beide Augen amputiert. Seitdem kümmert sich die sechsjährige Maddison um die blinde Kameradin und hilft ihr dabei, durchs Leben zu gehen. Maddison weicht Lily kaum von der Seite und verhilft ihrer „Freundin“ damit, anscheinend selbstlos, zu einem zufriedenen und aktiven Leben. „Unter fast allen sozial lebenden Säugetieren gibt es freundschaftliche Beziehungen“, bestätigt der österreichische Verhaltensforscher Kurt Kotrschal.

### WEM NÜTZT HILFSBEREITSCHAFT?

Primatenforscher Robert Seyfarth von der Universität Pennsylvania und seine Frau Dorothy Cheney fanden in ihrem Forschungsprojekt in Botswana heraus, dass weibliche Paviane mit engen Freunden viermal bessere Chancen haben, ein Alter von fünfzehn Jahren zu erreichen, als jene, die sozial schlechter vernetzt sind. Mütter, die länger leben, haben mehr Babys und können besser für sie sorgen. Ein Argument dafür, dass die Fähigkeit, Freundschaften zu pflegen, den verborgenen biologischen Nutzen bringt.


Bisher war das Hauptargument der Biologen zur Erklärung sozialen Verhaltens ein eher kurzfristiges Hilfst-du-mir-helfe-ich-dir-Abkommen gewesen. Gibst du mir heute etwas von deinem Futter ab, helfe ich dir morgen aus. Stehst du mir heute bei, kämpfe ich morgen an deiner Seite. Es gibt wenig Zweifel, dass dies immer noch eine starke Rolle spielt. Aber Seyfarth und seine Kollegen glauben nicht, dass tierische Freundschaft allein auf eine Art „Börse für unmittelbare Gefälligkeiten“ reduziert werden könne. „Gegenseitige Freundschaftsdienste unter Schimpansen zum Beispiel werden häufig durch sehr lange Zeiträume voneinander getrennt“, erklärte der Wissenschaftler gegenüber dem amerikanischen Time Magazine. „Es gibt oft viele Tage oder Wochen, die zwischen solchen Gefälligkeiten liegen, sodass klar ist, dass sie nicht für einen unmittelbaren Nutzen erfolgen. Betrachtet man allerdings einen Zeitraum von sechs Monaten oder sogar von zwei Jahren, so kann man sehen, dass die Konten insgesamt ausgeglichen sind. Das heißt, die Tiere tolerieren ein vorübergehendes Ungleichgewicht, denn was zählt, ist die langfristige Beziehung“, so Seyfarth.

### WONACH WÄHLT DER HUND SEINEN FREUND?

Ist der „beste Freund des Menschen“, der schon seit Jahrtausenden unter einem Dach mit uns zusammenlebt, zu noch mehr tieferer Freundschaft und Selbstlosigkeit fähig als wild lebende Säugetiere? Weit gefehlt! Entgegen aller Erwartungen bekamen die Kaniden im Fach Freundschaft von den Wissenschaftlern eine weitaus schlechtere Note als Affen, Pferde und Delfine. Ausgerechnet beim Hund, dem Sinnbild für Treue und Ergebenheit, fanden die Forscher keine Beweise für emotionale Ausdauer, langfristiges wechselseitiges Geben und Nehmen und gegenseitigen Beistand, allesamt Voraussetzungen für Freundschaft. „Hunde gehen zwar freundschaftsähnliche Beziehungen zu anderen Artgenossen ein, die im selben Haushalt leben“, meint James Serpell, Direktor des Zentrums für die Interaktion von Tieren und Gesellschaft an der University of Penn-

sylvania. „Auch Hunde, die sich regelmäßig in Parks treffen, haben durchaus ihre bevorzugten Spielkameraden.“ Doch so ansprechend ausgelassenes Toben aussehen mag, „für tiefe Freundschaften wie sie unter Affen, Pferden und Delfinen beobachtet werden, greifen diese Bekanntschaften zu kurz“, so der Wissenschaftler. Zur Begründung weist er darauf hin, dass Hunde schließlich von Wölfen abstammen, es aber keine Hinweise auf Freundschaften unter Wölfen gebe. Wölfe leben in Rudeln, also mit Familienmitgliedern zusammen. Freundschaft dagegen definiert sich als freiwillige Beziehung, die nicht durch Verwandtschaft oder „Vertrag“ wie zum Beispiel die Ehe zusammenhält. „Aufgrund ihrer Domestizierung haben Hunde gelernt, sich Menschen gegenüber freundlich und ergeben zu verhalten“, erklärt Serpell. Doch sie sähen in uns eher einen Vormund, einen Beschützer als einen Freund.

### HUNDE SIND OPPORTUNISTEN

Ähnlich äußert sich die Kognitionswissenschaftlerin Alexandra Horowitz in ihrem 2009 erschienenen New-York-Times-Bestseller „Was denkt der Hund?“. „Hunde zeigen, was man bei Kindern ‚Bindung‘ nennt – eine Vorliebe für den wichtigsten Versorger. Von diesem getrennt zu sein, macht ihnen Angst, und bei seiner Wiederkehr begrüßen sie ihn auf besondere Weise. Auch Wölfe begrüßen zurückgekehrte Rudelmitglieder nach einer Trennung, zeigen 

*Je vertrauter die Hunde, desto mehr ist im Umgang möglich. Vertrauen wird im Spiel aufgebaut und gefestigt, die Positionen in der Gruppe werden dabei geprüft und bestätigt.*





aber keine besondere Bindung an bestimmte Individuen. Für ein Tier, das mit Menschen zusammenlebt, ist eine spezifische Bindung durchaus sinnvoll, für ein Rudeltier dagegen weniger“, schreibt Horowitz. Auch streunende und verwilderte Hunde nehmen keine wolfsähnlichen Eigenschaften an und gehen nicht zusammen jagen. Das haben verschiedene Untersuchungen ergeben. Verwilderte Haushunde leben eher wie Großstadtbewohner, nämlich neben und in Kooperation mit anderen, aber oft für sich allein. Sie fressen Aas und Abfälle oder jagen Mäuse und Ratten, jeder für sich. Ist der Mythos vom treuen Hund, der seinen Herrn uneigennützig liebt, rein menschliches Kopfkino? Sind Lassie und Rin Tin Tin, die hilfreichen Helden früherer Kindheiten, nur eine Illusion?

Wie so oft lautet die Antwort Ja und Nein. „Der Hund hat als Kommunikationsebene zwar einen beschränkten Rahmen, aber seine kognitiven Fähigkeiten sind sehr breit. Dadurch kann er sich gut anpassen und artübergreifend kommunizieren, vor allem in Bezug auf den Menschen. Wir denken, der versteht ja alles. Er versteht uns tatsächlich sehr gut. Er ahmt uns nach, und damit sind uns seine Verhaltensweisen so vertraut, was uns dazu verleitet, den Hund zu vermenschlichen“, erklärt der bayerische Trainer Anton Fichtlmeier. Über Jahrzehnte hielt der Experte für Hundeverhalten die soziale Interaktion von Hunden mit der Kamera fest, analysierte und entschlüsselte ihre Sprache und ihr Verhalten. Ihre Motivation, mit uns

*Was sagst du? Oft scheinen äußere Merkmale die Verständigung zu lenken – ein Malamute beherrscht eine ausgefeiltere Mimik als ein Mops. Maßgeblich ist aber auch der Geruch.*



zu kooperieren, basiert weniger auf Liebe und Treue als auf Nahrung, Schutz und Obdach. Doch wie verhält es sich mit Hunden untereinander? „Kaum ein anderes Säugetier ist derart bindungsflexibel und anpassungsfähig wie der Hund“, meint Fichtlmeier. Für ihn ist das mehr eine biologische Fähigkeit als ein enttäuschender Charakterzug. Denn ihre Eigenschaft, sich in Minutenschnelle mit fremden Artgenossen abzugleichen und eine funktionierende Gruppe zu bilden, ist bedingt durch ihre feine Kommunikation und die Bereitschaft zu kooperieren. „Ein Hund, der in sich klar ist, will und lässt fremde Hunde an den vorhandenen Ressourcen partizipieren und passt sich immer wieder neu an, indem er kooperiert. Aufgrund dessen verständigen sich Hunde, die in Parks und auf Freilaufflächen zufällig aufeinandertreffen, innerhalb weniger Augenblicke miteinander und zeigen gruppenbildende Verhaltensmuster. Ist die Sprache der Hunde intakt, beginnen sie sofort gruppenbildend zu agieren und treffen Übereinkünfte. Die Verhaltensmuster, die sie dabei zeigen, dienen ausschließlich dieser gruppenbildenden Kommunikation und dürfen daher nicht mit Spiel verwechselt werden“, so der Fachmann. Der Begriff Spiel wird seiner Ansicht nach oft vorschnell verwendet.

### SPIELEN HUNDE ÜBERHAUPT?

Was für Laien wie Spaß aussieht, ist oft die hundetypische Art, sich auszutauschen. „Hunde geben ihre ‚Ideen‘ in Form von Spielmustern weiter“, hat Trainer Anton Fichtlmeier festgestellt. „Dieses Verhalten ist die Basis ihrer Sprache, es sind ihre Wörter. Sie zeigen dabei ihr Wesen, teilen einander Empfindungen und Bedürfnisse mit und offenbaren ihre Stärken und Schwächen. Sie treffen Übereinkünfte und legen ihren Status in der Gruppe fest.“ Hunde sind in der Lage, immer wieder neu Beziehungen einzugehen. Das kann jeder bestätigen, der einen Hund aus dem Tierheim hat. Nach einer Weile ist die Bindung da. Bindung, nicht Freundschaft.

Da der Mensch schon seit Jahrtausenden das Überleben der Hunde sichert, macht die Bindung an ihn mehr Sinn als Freundschaft und Hilfsbereitschaft der Hunde untereinander. Vielleicht, so könnte man auch mutmaßen, hat das Jahrtausende lange enge Zusammensein mit Homo sapiens dem Hund emotionale Ausdauer und langfristiges Fair Play nie vermittelt. Es ist zumindest typisch Mensch, Verhalten ständig zu bewerten, es in Kategorien wie gut oder schlecht einzuteilen. Dabei „gibt es in der Natur weder Belohnungen noch Strafen. Es gibt nur Entwicklungen und ihre Folgen“, sagt Andreas Kieling, Deutschlands bekanntester Naturfilmer.

Hunde sind, wie sie sind, weder gut noch böse, sondern anpassungsfähig, bindungsflexibel, opportunistisch und manchmal selbstlos wie Maddison, die Dogge. Sie sind weder domestizierte Wölfe noch ein reines Kunstprodukt des Menschen. Sie sind irgendetwas dazwischen, und daher besteht immer noch jede Menge Erklärungsbedarf. Wenn Hunde beispielsweise raufen, kommt oft der Satz: Das regeln die schon allein. „Stimmt“, sagt Kanidenforscher Günther Bloch. „Hunde machen alles unter sich aus – wenn der Mensch die Selektion akzeptiert. Wenn große und kleine Hun-

derassen nicht im Welpenalter zusammen sozialisiert werden, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass panisch wegrennende Kleinhunde von größeren Hunden mit ausgeprägtem Beutefangverhalten verfolgt und wie flüchtende Beutetiere behandelt werden können.“ Der „Angreifer“ ist deswegen weder böse noch aggressiv, er verhält sich nicht anders als der Podenco, der einen Hasen jagt. Unsere Hunde sind zwar Tiere, aber keine pure Natur, ebenso wenig wie ein Garten, der aus Blumen und Pflanzen besteht, eine Wildnis ist.


## **DER BEITRAG DES MENSCHEN**

Was kann der Hundehalter tun? Als Erstes sollten Hundeleute verstehen, warum es überhaupt zu Streit unter Hunden kommt, rät Trainer Fichtlmeier. „Es gibt im Wesentlichen zwei Faktoren, die die hündische Kommunikation und ihre friedliche Konfliktlösung gefährden. Erstens die Erziehung durch einen Menschen, der nicht in der Lage ist, die Sprache seines Hundes intakt zu halten, weil er ihn dressiert, statt artgerecht mit ihm zu kommunizieren. Also ritualisiert über Gesten und einfache Signale, statt laut ‚Bello, hierher!‘ zu rufen, in die Hocke zu gehen, einladend die Arme auszubreiten und freundliche Laute von sich zu geben. Verlernt der Hund, sich in seiner Sprache auszudrücken, kommt es zu Aggressionen, weil er nicht mehr gruppenbildend agiert, sondern verunsichert in konkurrierendes Verhalten geht und Ressourcen sichern möchte, statt partizipieren zu lassen. Das ist heute bei vielen Hunden der Fall.“

Der zweite Grund ist laut Fichtlmeier der hohe Grad an Spezialisierung, den manche Rassen haben. „Talente“, so erklärt er, „nehmen dem Hund einen Teil seiner Sprache.“ Für einen „normalen“ Hund habe der Austausch mit Artgenossen Priorität. Für ihn sei das gruppenbildende Element wichtiger als Hüten oder Jagen. Ein Hund dagegen, der mit einer extremen Talentausprägung geschlagen sei, zeige dieses Spezialistentum auch in der sozialen Interaktion. „Das übergroße Talent verhindert, dass er in der hündischen Kommunikation bleibt. Er klinkt sich aus der sozialen Interaktion aus, weil seine Genetik fordert, dass er einen Reiz beantworten muss.“ Als Beispiel nennt Fichtlmeier einen Beagle, der das Sozialspiel in der Gruppe unvermittelt abbricht, weil er eine Spur riecht und dieser augenblicklich nachgehen muss. Oder einen Setter, der mit der Gruppe läuft, einen Fasan sieht, ausschert und hinterhergeht.

Charakteristisch wäre auch ein Terrier, der beim Anblick einer Katze die soziale Gruppe augenblicklich stehen lässt. „Ein Briard, typisch für Hunde die an der Herde arbeiten, läuft ständig außen um die Gruppe herum, attackiert kurz, wo sich etwas bewegt, läuft zum nächsten, der sich bewegt, attackiert kurz und so weiter. So ein Hund kann keine soziale Kompetenz entwickeln, weil er sich nicht wirklich mit irgendeinem auf etwas einlässt. Es ist schwer, ihm klarzumachen, dass man auch einfach fragen könnte: Wer bist du?“

## **JE SPEZIALISIERTER DESTO RUPPIGER?**

„Je weniger sein Talent ihm im Weg steht, desto klarer kann der Hund in der Kommunikation sein“, behauptet Anton Fichtlmeier. Seine These: Würde eine Hundegruppe innerhalb einer Region 



*Ein Ei wie das andere?* Auch unter kleinrassigen Hunden gibt es Unterschiede. Mops und Dackel verstehen einander nicht unbedingt besser als Dogge und Spitz. Doch sie können zumindest gefahrlos miteinander umgehen. Der Hieb eines Berner Senn kann einen Chihuahua dagegen verletzen.

sich frei reproduzieren können, als lockere soziale Gruppe immer wieder zusammenkommen, würden sie in sich eine gefestigte Sprache haben, weil keine übertriebene Ausprägung eines bestimmten Rassemerkmals mehr da wäre. Es gäbe keinen überpassionierten Jäger mehr, der sich komplett in jeder Spur verliert und weggeht, keinen übertriebenen Hüter und Treiber, der ständig strukturiert.

Was aber tun mit einem Terrier, der lieber rauft als kooperiert, oder einem Briard, der lieber strukturiert als kommuniziert? Als gegeben akzeptieren? Nein, meint der Hundexperte, denn durch geschicktes Management ließen sich ganz bewusst Situationen herbeiführen, in denen sich das Hundehirn anders vernetzt, sodass nicht mehr allein eine Instanz, nämlich die Instinktinstanz, über den Hund bestimmt. „Stellen Sie sich vor, Sie haben einen Hund, der die ganze Zeit hütet und behütet, der in einer Hundegruppe ständig in Stress kommt, weil er immer wieder strukturiert und sofort dazwischengeht, wenn zwei sich streiten oder nur ein Rennspiel machen. So ein Strukturierer sollte in einer Gruppe nicht frei laufen, weil sich dieses Instinktverhalten immer weiter festigt“, rät Fichtlmeier. Eine Übung wäre, ihn am Rand der Hundewiese über ein Pflichtenamt immer wieder zum Nachgeben und schließlich zur Entspannung zu bringen. Stattdessen, so kritisiert der Fachmann,

lassen wir ihn als Junghund Woche für Woche in der Gruppe „spielen“ und sich in seinen Instinkten erfahren. Ähnliches tun wir mit dem Beagle oder einem Weimaraner. „Schon mit dem Welpen gehen wir dauernd im Wald spazieren und nehmen in Kauf, dass er viele Spuren aufnimmt. Auch dieser Hund lernt, sich aus der Kommunikation zu verabschieden und stattdessen seinen Talenten zu gehorchen. Er verhält sich irgendwann nicht mehr wie ein Hund, sondern bloß noch wie ein Beagle oder wie ein Weimaraner.“

#### WIE VIEL HARMONIE LÄSST SICH LERNEN?


„Wenn ich einen Wurf Terrier beobachte, der sich mit vier Wochen schon ineinander verbeißt, und sehe, dass die Elterntiere weggehen, ausweichen, die Welpen sich selbst überlassen, anstatt sie zu reglementieren, dann weiß ich, dass in diesem Wurf keine soziale Kompetenz vorhanden ist, allein schon wegen der Elterntiere“, erklärt Anton Fichtlmeier. Normalerweise würde die Welpenmutter hingehen und „sagen“: Hey, falsch! Im beschriebenen Wurf haben die Hunde aber eine klare Tendenz zu raufen. „Dieses Talent ist einerseits super, wenn es darum geht, hinter dem Fuchs herzuziehen“, sagt Fichtlmeier, der selbst Jäger ist. „Aber es ist ein Problem auf der Hundewiese und oft auch in der Familie. Soziale Kompetenz ist

hier ganz schwierig.“ So ein Hund gehöre nicht in eine Welpengruppe, sondern in eine Gruppe mit souveränen erwachsenen Hunden, wo er abprallt, wenn er nach vorn geht, weil er den erwachsenen Hund gar nicht erreicht, rät der Hundetrainer. „Ein Hund, der attackiert, löst sein Gegenüber nicht unbedingt dazu aus, sich zu verteidigen. Da muss auch der Geruch stimmen, und es muss eine soziale Interaktion vorausgegangen sein.

Beim Menschen ist es ähnlich. Wenn jemand in der Fußgängerzone mit einem Besen um sich schlägt, werden Sie nicht hingehen und mit ihm diskutieren. Sie weichen aus. Der Welpen muss ähnlich erfahren, dass seine Aggressionen nicht erwidert werden, sondern ins Leere laufen. Er braucht einen souveränen Menschen, der nicht straft, sondern ritualisiert mit ihm kommuniziert und ihn ins Gespräch holt.“ Beim erwachsenen Hund zum Beispiel aus dem Tierheim arbeitet Anton Fichtlmeier viel über die Leine. So bringt er dem Hund bei, dass es ein anderes Muster gibt als das, welches sein Talent ihm vorgibt. „Ich gehe kontrolliert in Situationen, mit denen er sich auseinandersetzen muss, und kann exakt den Moment belohnen, in dem er nachgibt, dann, wenn sich die Leine lockert.“

## WENN KLEINE EINE GROSSE LIPPE RISKIEREN

Kleine Hunde neigen oft zu Größenwahn, der Mops geht auf den Rottweiler los. Warum? „Er kann nicht einschätzen, wie er mit dieser Situation umgehen soll, weil er kein Gebrauchshund mehr ist“, weiß Fichtlmeier. „Er wird zwar ausgelöst, zum Beispiel weil er als Rüde den anderen Rüden herausfordern will, er kläfft, weil er erregt ist. Aber er unterscheidet nicht mehr, ob der vor ihm seine Kragenweite hat.“ Diese Fähigkeit sei ihm im Lauf der Zucht in Richtung Begleithund verlorengegangen. Ein Gebrauchshund wie der Vizsla oder Deutsch-Drahthaar könne sich dagegen meist gut einschätzen.

„Jagdhunde haben oft noch ursprüngliche Instinkte, weil sie ums Töten und Getötetwerden wissen. Damit ist meist ein Mechanismus vorhanden, der verhindert, dass sie in Aktionen gehen, bei denen sie sich verletzen könnten. Die wägen das eben gut ab.“ 

## — VERSTEHST DU MICH? —

**MISSVERSTÄNDNISSE UNTER HUNDEN** werden durch sehr langes Haar, Ringelrute oder etwa den Kamm des Ridgebacks ausgelöst – das wird oft behauptet, aber selten überprüft

**TRAINER ANTON FICHTLMEIER SAGT DAGEGEN:** Kurzes oder langes Haar, viele Falten oder wenige – ist irrelevant. Was den Hund auslöst, ist der Geruch, nicht das optische Signal.

**BEGRÜNDUNG:** Blinde Hunde kommunizieren ohne Probleme mit sehenden, und zwar so gut, dass der Mensch, der zusieht, gar nichts bemerkt. Ein Puli wird ebenso gut verstanden wie ein Pinscher, der Kamm des Rhodesian Ridgebacks wird nicht mit Imponiergehabe verwechselt. Sobald ein Hund einen Kamm stellt, riecht er entsprechend. Nicht Optik, sondern Aktion, Stimmung und Geruch lösen im Gegenüber eine Reaktion aus.

**MISSVERSTÄNDNISSE ENTSTEHEN,** wenn ein Verhaltensmuster durch Haltungsbedingungen verändert wurde und die Aktion nicht zu der Stimmung und dem Geruch des Hundes passt.